

PETER EISENBERG

Sprache, Schrift, Orthographie

Orthographiereform und historisch gewachsener Sprachbau

In den Debatten um die Orthographiereform und ihre Umsetzung, wie wir sie im Augenblick erleben, geht es immer gleichzeitig um ganz verschiedene Dinge: um die Schreibung einzelner Wörter, um orthographische Regeln, den Erwerb der Orthographie in der Schule, um ökonomische Fragen, um die Wahrung einer literalen Tradition und – endlich – auch um unsere Sprache, um das Deutsche selbst. Daß ein Sprachwissenschaftler und Germanist den sprachlichen Aspekt hervorheben möchte, mag als selbstverständlich erscheinen. Aber es ist nicht selbstverständlich. Um zur Orthographie zu gelangen, erleben wir im alltäglichen Diskurs unserer Disziplin das Interesse an Sprache – Schrift – Orthographie als schmerzhaftes Eingeführt. Und deshalb ist das disziplinäre Interesse an der Reform letztlich erstaunlich gering, geringer jedenfalls als das öffentliche Interesse.

Die Sprache ist das Allgemeine und Universelle, sie ist – trotz aller immer erneut behaupteter Lernerfolge von Schimpansen und Computern – das gattungsspezifische Merkmal des Menschen schlechthin, wir nennen sie natürlich, ihr Ursprung liegt bei Gott oder im Dunkeln, sie ist die materielle Hülle des Gedankens und das kombinatorische Wunderwerk, das uns den Zugang zu allen möglichen Welten verschafft.

Die Schrift: immerhin gehört sie zu den größten Errungenschaften, die der Mensch sich verschafft hat. Sie stellt sein gesellschaftliches Gedächtnis zur Verfügung, unabhängig von Raum, Zeit und vor allem von den unkontrollierbaren Mechanismen, denen das Gedächtnis in unseren Köpfen unterworfen ist. Sie ist die Voraussetzung für eine wirkliche Akkumulation gesellschaftlichen Wissens, sie verändert unsere Kognition und die Struktur der Gesellschaften, in denen wir leben. Aber sie ist historisch jung und nach verbreiteter Auffassung eher etwas wie eine Erfindung des Menschen, sie setzt die Sprache voraus, ist nicht wie sie

natürlich. Es gibt zahlreiche menschliche Gesellschaften, die ohne sie auskommen, aber nicht ohne die Sprache. Das Verhältnis von Sprache und Schrift hat viele Vergleiche evoziert. Sie hinken alle mindestens auf einem Bein, meistens auf beiden. Oder können Sie sich etwas unter dem Diktum des großen Grammatikers Hermann Paul vorstellen, das uns mitteilt: »Sprache und Schrift verhalten sich zueinander wie Linie und Zahl«?

Scheinbar einfacher ist es mit der Orthographie. Hat man erst einmal die Schrift, dann braucht man sie nur noch zu normieren. Von einer Orthographie sprechen wir in der Regel dann, wenn die Norm explizit und kodifiziert ist. Selbstverständlich bedient sich die Orthographie zur Kodifizierung der Schriftform, ein Umstand, der ganz direkt Auskunft gibt über die Rolle der Schrift in unseren Gesellschaften. Während man aber selbst bei der kürzesten und allgemeinsten Charakterisierung der Schrift von ihren Leistungen und Funktionen spricht, geht es bei der Orthographie erst einmal nur um richtig und falsch. An die Stelle von Rechtfertigungen treten Rechtfertigungszwänge, Funktionen sind meist abstrakt und weit hergeholt, statt Tugenden gibt es Sekundärtugenden, Fixierungen und Rigiditäten. Wie oft hören oder spüren wir deshalb unter Kollegen die Auffassung, die Orthographie sei etwas, womit man sich freiwillig besser nicht befasse. Aber so einfach ist die Sache selbstverständlich nicht. Der Engführung steht ein interessantes gegenläufiges Profil gegenüber, eine Erweiterung von Bewußtheit und Identifikation. Also noch einmal Sprache, Schrift, Orthographie.

Die Sprache ist das Unbewußte, natürlich Gegebene, das wir, wenn man uns in Ruhe läßt, ohne Nachdenken so verwenden, wie wir es brauchen. Aber wenn Kinder schreiben lernen, entwickelt sich in rasantem Tempo ein metasprachliches Bewußtsein davon, was ein Wort, ein Laut, ein Satz sei. Die Geschichte der Sprachwissenschaft ist voll von Beispielen dafür, daß die Schrift analysiert wurde, wenn eigentlich die Sprache gemeint war. Reflexion über Sprache macht sich meist am Geschriebenen fest. Der Schriftkundige ist in teilliteralen Gesellschaften der Medizinmann und Priester, die Schrift öffnet unseren Kindern neue Welten, macht uns in einem bestimmten Sinne kultur- wenn nicht zivilisationsfähig. Das Lob der Schrift wird manchmal so gesungen, daß der Eindruck entsteht, ohne Schrift könne die Menschheit nur grunzend auf Bäumen sitzen.

Und dann die Orthographie. Wenn es zum Schwur kommt, stellt sich immer wieder heraus, daß die Beherrschung der Orthographie als entscheidender Prüfstein für gesellschaftliche Akzeptanz gilt. Und zwar gerade mit ihren scheinbaren Arabesken, den nicht ganz logischen Feinheiten und Willkürlichkeiten. Selbst im Umgang mit Sprachwertung erfahrenen Kollegen unterläuft es, daß sie jemanden, der auch nur die geringsten Schwächen auf diesem Gebiet zeigt, letztlich nicht für voll nehmen. Wer nicht richtig schreiben kann, kann gar nichts. Ihm fehlt es an Bildung und Disziplin, wahrscheinlich auch an Intelligenz. »Es ist allgemein bekannt, daß die orthographischen Leistungen vieler Schüler den von der sozialistischen Gesellschaft gestellten hohen Ansprüchen noch nicht ausreichend gerecht werden«, heißt es im Vorwort der berühmten Rechtschreibdidaktik der DDR. Es gibt tatsächlich kaum etwas, was man nicht schon einmal an Rechtschreibfähigkeiten gebunden hätte. Beides, die Engführung auf die Norm einerseits und die Erweiterung von Bewußtsein und Identifikation andererseits, ist darauf zu richten, daß der Mensch das Sprechen und Verstehen gesprochener Sprache mehr oder weniger von allein lernt, das Schreiben und Lesen mit einiger Mühe und die Orthographie mit großem Aufwand oder gar nicht. Je unnatürlicher, desto schwerer zu lernen, und je schwerer zu lernen, desto höher die Identifikation.

Aber wie unnatürlich ist das Schreiben und Lesen im Verhältnis zum Sprechen und Hören tatsächlich? Lassen Sie mich einen kurzen Ausflug in ein fremdes Fach machen, das uns interessante Hinweise zur Beantwortung dieser Schlüsselfrage geben kann. Der Berliner Tierphysiologe Carsten Niemitz berichtet über Untersuchungen, in denen es um die Wahrnehmung der Mimik von Primaten durch den Menschen geht. Im Experiment wurden Personen, in Gruppen nach Alter und Geschlecht geordnet, darum gebeten, die Mimik von Schimpansen danach zu beurteilen, ob sie einem »freundlichen« oder »agonistischen« Verhaltenskontext entstammte. Das heißt: die Gesichter der Affen wurden in so eindeutig wie möglich bestimmten sozialen Kontexten gefilmt und den Versuchspersonen vollständig dekontextualisiert zur Deutung dargeboten. Zu sehen war nur das Gesicht der Schimpansen. Man wußte nicht, was sie gerade in welcher Umgebung taten. Das Ergebnis solcher Experimente ist eindeutig. Der Mensch deutet die Gesichter von Affen statistisch signifikant richtig. »Der Mensch« tut das; mit sehr geringen

Einschränkungen wurden dieselben Ergebnisse von Kindern, Erwachsenen und Senioren beiderlei Geschlechts erzielt.

Die kommunikative Funktion der Mimik

Physiologisch lassen sich Ergebnisse dieser Art auf zweierlei Weise einordnen: Einmal in Hinsicht auf Struktur und Funktion der Gesichtsmuskulatur und zum zweiten in Hinsicht auf die Physiologie des Gehirns und ihrer Funktionalität. Die für die Mimik zuständige Gesichtsmuskulatur läßt sich über die gesamte Stammesgeschichte der Primaten bruchlos in ihrer Entwicklung verfolgen bis hin zu den Anthropoiden, die im Prinzip dieselbe Gesichtsmuskulatur haben wie der Mensch. Insbesondere gilt das wiederum für die Schimpansen. Ihnen fehlt nach Auskunft des Physiologen bezeichnenderweise lediglich der *Musculus corrigator supercili*, das ist der Muskel, mit dem wir Menschen unsere Stirn in Sorgen- und Zornesfalten legen. Die Schimpansen haben als einzige Primaten neben dem Menschen auch ein mimisch voll ausgeprägtes Lachen, ja sogar ein Lächeln, das der Mensch als solches identifiziert.

Dieses Lachen ist ein besonders wichtiger Teil des mimisch fundierten Wiedererkennens des Individuums, und da liegt die wesentliche kommunikative Funktion der Mimik. Es geht nicht allein darum, psychische Zustände sozusagen artgerecht auszudrücken, sondern auch darum, die Mimik zum individuellen Erkennen einzusetzen. Allgemein kann man sagen, daß die Entwicklung der Richtung auf die Primaten und der Primaten selbst mit einer zunehmenden wahrnehmungsmäßigen Fixierung auf das Gesicht einhergeht bis hin zur Fähigkeit der Individualisierung bei den Menschenaffen und dem Hominiden. Man spricht geradezu von einer Cephalisation des Signalaustausches, d. h. einer Entwicklung von der Ganzkörper- zur Gesichtswahrnehmung, eine Art Cephalisation zweiter Stufe. Setzt man, um einen markanten und den vielleicht entscheidenden Punkt herauszugreifen, das Lachen des Schimpansen mit dem der Hominiden stammesgeschichtlich gleich und schreibt man es den gemeinsamen Vorfahren als genetische Ausstattung zu, dann hat es ein Alter von etwa sieben Millionen Jahren. So lange können unsere Vorfahren richtig lachen, das ist doch für sich schon eine schöne Vorstellung. Man glaubt darüber hinaus, eindeutig feststellen zu können, von welchen Hirnpartien aus die Mimik gesteuert wird. Es handelt sich um

einen sehr alten Abschnitt der Hirnrinde, der schon vor 60 Millionen Jahren bei den frühen Primaten vorhanden war.

Die Fähigkeit zum visuellen Erkennen und Wiedererkennen einander sehr ähnlicher Formen, die Zuordnung von 'Tokens zu nach sozialer Situation und Individualität parametrisierten 'Types ist stammesgeschichtlich viel älter als auch die einfachste Sprachfähigkeit der Hominiiden. Ihrer Natur nach handelt es sich um die Fähigkeit zur Bewältigung von Symbolverarbeitungsprozessen erheblicher Komplexität. Die Primaten waren lange vor dem Auftauchen der ersten Hominiden in der Lage, komplexe Formen visuell komplexen Bedeutungen systematisch zuzuordnen und in diesem Sinne zu lesen.

Das Gesichterlesen war ein Lesen ohne Sprache, aber es war ein Lesen. Warum war es nicht sprachlich? Ganz allgemein gesagt: Es war nicht sprachlich, weil sich die Bedeutungsseite der Symbole nicht systematischen sprachlichen Einheiten, etwa Wörtern, zuordnen läßt. Das hört sich sehr einfach an. Der ganze Unterschied zum sprachlichen Lesen würde darin bestehen, daß die Formseite der Symbole nicht Konstellationen von Gesichtsmimik, sondern solche von sprachlichen Einheiten wären. Im Prinzip kann man die Dinge tatsächlich so sehen. Insbesondere muß man sie wohl so sehen für die Sprachversuche mit Anthropoiden. Was Schimpansen hier an Erstaunlichem leisten, geht über den optischen Kanal, ist aber auf sprachliche Einheiten des Umfangs konventioneller Wörter bezogen. Egal ob mit bedeutungstragenden Gegenständen wie nach Form und Farbe differenzierten Metallplättchen oder – bisher am erfolgreichsten – mit einer der American Sign Language ähnlichen Gebärdensprache operiert wird, es handelt sich um Lesen bzw. Generieren einer logographischen Schrift. Die dazu vorauszusetzenden Fähigkeiten sind dieselben und ebenso alt wie die des Gesichterlesens. Ein sprachliches Lesen bzw. Schreiben ist es trotzdem nicht. Es fehlt die dem Sprachlichen eigene Kombinatorik. Was damit gemeint ist, erläutern wir zunächst am Lautsprachlichen.

Es gibt einen lang andauernden Streit darüber, ob die Lautsprache sich aus einem genetisch fixierten Inventar artspezifischer instinktiver Lautäußerungen entwickelt haben könne. Dieser Streit wird neuerdings verschärft dadurch, daß von einer harten Linie innerhalb der generativen Schule von Noam Chomsky auf der genetischen Ausstattung des Menschen mit einem »Sprachinstinkt« bestanden wird. Die Verwendung des

Begriffs Instinkt verwischt – bewußt oder unbewußt – den qualitativen Unterschied zwischen der Fähigkeit zur Symbolmanipulation bei Schimpansen und der Sprachfähigkeit des Menschen. Gerade Physiologen weisen mit Nachdruck auf verbreitete Mißdeutungen dieses Verhältnisses hin. Unzutreffend ist zunächst die noch immer verbreitete Annahme, Anthropoiden könnten eine Lautsprache nicht erwerben, weil ihnen ein geeigneter Artikulationsapparat fehle. Der menschliche Artikulationsapparat ist nicht deshalb so kompliziert, weil er so komplizierte Lautereignisse hervorbringen muß. Die Komplexität beruht vielmehr auf der Polyfunktionalität des Organs. Wir atmen, essen, trinken und sprechen mit derselben Apparatur, und die zuerst genannten Funktionen sind natürlich viel älter als das Sprechen. Die Lautstruktur von Wörtern und Sätzen ist so kompliziert und für die Phonologie so schwer zu beschreiben, weil der Apparat so komplex ist, der sie hervorbringt – und nicht etwa umgekehrt. Was dem Schimpansen an Artikulationsorganen zur Verfügung steht, reicht bei weitem für eine Lautsprache aus. Er hat die Organe, aber er kann sie nicht steuern. Nur im allerersten Ansatz hat er im Neokortex den Bereich entwickelt, der der Steuerung von Artikulation dient.

Auf der Formseite braucht man für den Erwerb und den Gebrauch einer Lautsprache mindestens zweierlei: die Fähigkeit zur doppelten Artikulation und die Fähigkeit zur Verarbeitung selbsteinbettender Strukturen. Ein Wort wie *Arbeit* besteht aus zwei Silben, *Ar-beit*, morphologisch ist es aber einfach. Es läßt sich nicht in kleinere bedeutungstragende Einheiten – die Morpheme – segmentieren. Ein Wort wie *Pädagoge* besteht für den des Griechischen nicht mächtigen Durchschnittssprecher sogar aus vier Silben, *Pä-da-go-ge*, läßt sich für ihn aber ebenfalls nicht morphologisch segmentieren. Umgekehrt besteht eine Form wie *legst* aus zwei Morphemen, dem Stamm *leg* und dem Personalsuffix *st*, aber nur einer Silbe. Das Prinzip der doppelten Artikulation besagt, daß es eine Kombination auf der Ebene der lautlichen Form (Laute zu Silben, Silben zu Wörtern) gibt, die in ihren Grundprinzipien klar unterschieden ist von der Kombinatorik bedeutungstragender Einheiten (Morpheme zu Wörtern). Das Prinzip ist allen natürlichen Sprachen eigen. Ihm verdanken wir es, daß wir mit vergleichsweise einfachen Mitteln riesige Vokabulare aufbauen können. Ein gutes orthographisches Wörterbuch enthält immerhin mehr als 100 000 Einträge, das Grimmsche Wörterbuch sogar

um die 500 000. Selbsteinbettende Konstruktionen führen dazu, daß wir Wörter (*Straßenbauamtsleitergattinnenkonferenz*) und Phrasen (*das Argument der Amtschefs aller Wissenschaftsministerien diesseits des Urals*) beliebiger Länge und wiederum mit vergleichsweise einfachen Mitteln aufbauen können. Auch dieses Konstruktionsprinzip ist allen natürlichen Sprachen eigen, nicht aber der Sprache der Affen. Nur zur Sicherheit fügen wir hinzu: es geht um den allgemeinen Hinweis darauf, wie man die menschliche Sprache strukturell von anderen Kommunikationssystemen unterscheiden kann. Sollten die genannten Eigenschaften tatsächlich dazu nicht ausreichen, steht ein ganzes Arsenal weiterer struktureller Charakteristika zur Verfügung.

Wenden wir uns nun der spezifischen Strukturiertheit konventioneller Schriften zu. Im Gegensatz zum vorsprachlichen Lesen und dem daraus ableitbaren Begriff von »vorsprachlicher Schrift« setzen konventionelle Schriften die allgemeine Sprachfähigkeit voraus. Und in der Tat neigen wir in sprachwissenschaftlichen Definitionen dazu, den Begriff »Schrift« an diese Voraussetzung zu binden. Das ist in vieler Hinsicht ganz gerechtfertigt, nur läßt es außer acht oder schneidet uns davon ab, daß möglicherweise die vorsprachliche Schreib- und Lesefähigkeit beim tatsächlichen Gebrauch einer konventionellen Schrift von Bedeutung sein kann. Ich selbst bin inzwischen fest davon überzeugt, daß es sich so verhält. Mehr noch, ich bin davon überzeugt, daß unsere in vielem falsche Schriftwahrnehmung eben darauf beruht, daß wir den Zusammenhang zwischen beiden Schriften nicht sehen. Ich glaube schließlich auch, daß man die Hauptschwächen unseres Orthographieverständnisses und der Orthographiereform im besonderen genau darauf zurückführen kann.

Konventionelle Schriften sind jung. Man setzt ihr Alter mit fünf- bis sechstausend Jahren, bei großzügigem Hinzuzählen gewisser Vorformen (wie der Zählsteine) allenfalls mit acht- bis zehntausend Jahren an. Die Entstehung konventioneller Schriften ist an sehr spezifische gesellschaftliche Voraussetzungen gebunden, insbesondere an die Notwendigkeit, Information über Raum und Zeit hinweg zuverlässig zu bewahren. Vorratshaltung, Handel, das Schließen von Verträgen, die Sicherung von Macht unter Berufung auf das Geschriebene als Dauerndes und damit hinsichtlich seiner Entstehung leicht Mystifizierbares bilden das Bedingungsgefüge, das wir in allen Entstehungskontexten vorfinden. Mit besonderen genetischen Voraussetzungen hat das nicht das geringste

zu tun. Schriften können unter den genannten Bedingungen überall entstehen, und tatsächlich sieht es ja so aus, als seien sie zur etwa selben Zeit an mindestens vier Stellen unabhängig voneinander »erfunden« worden.

Die Entwicklung konventioneller Schriften beschreibt man global meist als den Weg vom Wortbezug der Grundeinheiten (logographisch) über den Bezug auf prosodische Einheiten (Silben- oder Morenschrift) zu dem auf kleinste Lautsegmente (Alphabetschrift). Mit »globaler Entwicklung« ist gemeint, daß sich »die Schrift« so entwickelt, nicht etwa die Schriften eines jeden einzelnen Schriftenkreises. Daß bestimmte Schriften länger als andere logographisch oder silbisch bleiben, hat wiederum mehr mit den externen Bedingungen ihrer Verwendung als etwa der Struktur der jeweils verschrifteten Sprache zu tun. Es gehört zu den schwer ausrottbaren Mythen der Schriftwahrnehmung, daß eine Sprache wie das Chinesische nicht alphabetisch zu schreiben sei. Sie ist es sehr wohl, sobald man sich darauf verständigt hat, welche Sprache »das Chinesische« denn sei. Das sogenannte Mandarin sieht alphabetisch geschrieben natürlich anders aus als etwa das Kantonesische. Damit wird nun andererseits nicht behauptet, daß die Struktur des geschriebenen Wortes mit der des gesprochenen bzw. der Struktur der Einheiten einer Sprache überhaupt nichts zu tun habe. Das Gegenteil ist richtig. Ist eine Sprache erst einmal verschriftet, entwickelt sie sich nur mit ihrer Schrift. Das kann im Einzelfall sehr unterschiedliche Auswirkungen haben. Es kann Entwicklungen beschleunigen, etwa als schnelle Herausbildung einer überregional verwendbaren Schriftform wie im Deutschen nach Gutenberg und Luther. Aber es kann sie auch verzögern wie im Deutschen seit Mitte des 18. Jahrhunderts.

Das Deutsche hatte im avanciertesten Schreibusus um diese Zeit schon so gut wie vollständig die heutige Orthographie und damit die Grundlage für die Standardlautung erreicht. Alles danach betraf weniger die Veränderung des Systems als vielmehr seine Vereinheitlichung im gesamten deutschen Sprachraum.

Schließlich kann der Umgang mit Geschriebenem und insbesondere alphabetisch Geschriebenem nach neuerer Auffassung einiger Kognitionswissenschaftler ganz erhebliche Folgen nicht nur für die Sprachwahrnehmung (»Was ist ein Laut?«, »Was ist ein Wort?«) haben, sondern auch für die Sprachverarbeitung, die Sprachplanung und die Kognition über-

haupt (»konzeptionelle Schriftlichkeit«; »digitale vs. analoge Signalverarbeitung«; »Symbolverarbeitung vs. Konnexionismus«). Dies alles wird ohne Umschweife akzeptiert. Dennoch halten wir an der Auffassung fest, daß konventionelle Schriften sprachlich gebunden sind. Sie setzen die allgemeine Sprachfähigkeit des Menschen voraus. Genau deshalb kann jede Sprache auf dieselbe Weise verschriftet werden.

Kehren wir zurück zum Entwicklungsaspekt konventioneller Schriften. Die Entwicklung beginnt mit logographischen und endet mit alphabetischen Systemen. Alphabetische Systeme sind gekennzeichnet durch eine systematische Beziehbarkeit von Grundeinheiten der Schrift (im allgemeinen Buchstaben) auf Lautsegmente, die in einem explizierbaren Sinne kleinste Lautsegmente sind. Der Extremfall eines alphabetischen Systems ist ein Transkriptionssystem wie das Internationale Phonetische Alphabet (IPA). In diesem System kann die Folge von Lautsegmenten eines phonologischen Wortes prinzipiell beliebig genau, d. h. mit beliebig vielen systematisch vorhandenen Details wiedergegeben werden. Für eine sogenannte enge Transkription der deutschen Standardlautung benötigt man, wenn man die Möglichkeiten des IPA einigermaßen ausschöpft, um die 150 durch Diakritika und Tendenziale differenzierte Grundzeichen, also ein Vielfaches von dem, was unsere Schrift mit ihren 30 Buchstaben benötigt. Dieser eklatante Unterschied ist nicht zufällig oder gar als Defizit unserer Schrift anzusehen, sondern er ist funktional wohlbegründet. Eine Alphabetschrift muß sich mit ihrem Segmentinventar nicht möglichst genau, sondern im Idealfall gerade so differenziert auf Lautsegmente beziehen lassen, daß die Wörter der Sprache eindeutig und systematisch voneinander unterscheidbar sind. Aus der geschriebenen Segmentfolge muß entnehmbar sein, welches Wort gemeint ist; und das heißt bei einer Alphabetschrift: welche Wortbedeutung mit welcher Lautform gemeint ist. Je weniger Segmente (Buchstaben) eine Schrift braucht, desto ökonomischer ist das System. Wo die Grenze eines derartigen Prinzips genau zu ziehen ist, lassen wir hier offen. Unmittelbar plausibel sollte aber sein, daß wenige Segmente in einem bestimmten Sinne besser sind als viele, und damit fällt ein weiterer Mythos über Alphabetschriften. Sie sollen nicht möglichst »lautgetreu« sein, sondern möglichst ökonomisch für das Auge. Mit dieser Aussage sind wir beim Kernproblem der Analyse von Alphabetschriften. Alphabetschriften unterliegen funktional einem Double-bind. Einerseits: Das einzelne Grund-

zeichen einer Alphabetschrift läßt sich einem Lautsegment zuordnen. Wörter können Segment für Segment gelesen und sie müssen so geschrieben werden. Das Lesen geht dann über eine Umsetzung von Buchstaben in Laute, das sogenannte phonologische Rekodieren. Die ungeheure Flexibilität der Alphabetschriften beruht auf dieser Möglichkeit. Weil jedes Wort einen Lautkörper hat, dem eine phonologische Form entspricht, kann auch jedes Wort so geschrieben werden. Darin liegt die Universalität und in einem bestimmten Sinne uneinholbare Überlegenheit von Alphabetschriften. Darin liegt auch der Grund dafür, daß Alphabetschriften der Endpunkt einer Entwicklung von Schriften sind, wie wir sie kennen. Sie sind in dieser Hinsicht das Nonplusultra mit weitreichenden Konsequenzen für ihre Verwendbarkeit. Kannst du eine Alphabetschrift lesen, kannst du alle Wörter deiner Sprache lesen. Das ist wohl die wichtigste Konsequenz. Andererseits: Dieser Vorteil ist teuer erkauft. Wir schreiben Wörter Segment für Segment. Das ist umständlich, langwierig und unelegant. Wichtig ist es vielleicht, wenn man an orthographischen Fehlern interessiert ist, aber nicht für das Lesen. Unsere Handschriften als Kursive, die das Segmentale mildert, neigen zum Verschleifen des Überflüssigen. Wir schreiben darin flüssig und in größeren Einheiten als Buchstaben. Wir können, wenn uns eine Handschrift vertraut ist, erstaunlich vieles aus wenigen Strichen rekonstruieren. Erstaunlich allerdings nur vom Standpunkt der Alphabetschrift her. Andere Schriften sind von vornherein so konstruiert.

Hang zur Ökonomie

Aber auch für Schriftformen mit stabilen Segmenten wie die Druckschrift wirkt sich der Hang zur Ökonomie aus. Damit sind wir bei einem dritten Mythos über Alphabetschriften. Er besagt eben, daß Alphabetschriften Segment für Segment gelesen werden. Auch dieser Mythos wird bis in die neueste Literatur hinein aufrechterhalten. Die Leseforschung weiß dagegen seit langem – wie eigentlich jeder, der sich selbst beim Lesen etwas genauer beobachtet –, daß wir ganzheitlich lesen. Das Auge fixiert gerade so viele Stellen in der Segmentkette, daß klar wird, was gemeint ist. Je größer die Probleme beim Lesen werden, desto kleinschrittiger wird es, bis es schließlich beim Segment-für-Segment-Lesen enden kann. Diese ungeheure Informationsreserve hält die Alphabet-

schrift immer bereit, aber Gebrauch machen wir von ihr als routinierte Leser kaum einmal. Das leise Lesen ist normalerweise kein Lesen, das das phonologische Rekodieren lediglich verstummen läßt. Es kommt vielmehr ganz ohne aus. Wer – sichtbar oder unsichtbar – phonologisch rekodiert, wird ein sehr begrenztes Lesetempo niemals überschreiten können.

Die Spannung zwischen alphabetischer Explizitheit einerseits und Ganzheitlichkeit beim Lesen und – soweit möglich – beim Schreiben andererseits ist nun nicht ohne Wirkung auf die Struktur von Alphabetschriften geblieben. Es gehört aus meiner Sicht zu den wesentlichen Ergebnissen der Schriftlichkeitsforschung der vergangenen Jahre, daß es gelungen ist, diesen Aspekt der Entwicklung von Alphabetschriften zumindest im Ansatz systematisch zu erfassen.

In aller Kürze bedeutet das das Folgende: Alphabetschriften scheinen sich generell nach einer frühen Phase der mehr oder weniger reinen alphabetischen Orientierung in einer Art historischer Spiegelung zu entwickeln. Die reine Alphabetschrift kann etwa als *Scriptio continua* in Erscheinung treten, als Buchstabenfolge ohne interne Gliederung. Die weitere Entwicklung gliedert dieses Kontinuum für das Auge, unterscheidet durch Kola und Kommata, durch Absätze, Spatien und viele andere Mittel sprachliche Einheiten voneinander. Wortintern führt dieser Prozeß zur Orientierung auf Silben und bedeutungstragende Einheiten. Das heißt nichts anderes, als daß die Phasen der globalen Schriftentwicklung in der Entwicklung der Einzelschrift im Krebsgang rekapituliert werden. Das Ergebnis sind Mischsysteme, deren silbenschriftlicher und logographischer Anteil sich in der Regel isolieren läßt. Das Deutsche verkörpert einen solchen Mischtyp in besonders ausgeglichener Weise. Aufgrund der historischen Bedingungen, unter denen es sich entwickelt hat, sind sein silbenstruktureller wie sein logographischer Systemanteil jeweils begrenzt, aber mit bemerkenswerter Konsequenz realisiert.

Worin der silbische und der morphologische Anteil unserer Schrift im einzelnen besteht, kann an dieser Stelle nur angedeutet werden. Das Silbische läuft unter anderem darauf hinaus, daß Abschnitte im Geschriebenen, die den Silben des Gesprochenen entsprechen, mit zahlreichen und teilweise wirklich trickreichen Mitteln in der Länge ausgeglichen werden; in der optischen Länge, versteht sich. Das Logographische findet sich als das bekannte Prinzip der Morphemkonstanz verwicklicht

nach dem Motto: eine Wortbedeutung soll soweit wie möglich und unabhängig vom Lautlichen *eine* geschriebene Form haben.

Beides, das Silbische wie das Logographische, ist auf Vorteile für die visuelle Wahrnehmung aus zuungunsten des segmentalen Lautbezuges. Es geht um visuelle Ganzheiten von Wörtern und Morphemen, die aus solchen von Silben und Silbenbestandteilen (Onsets, komplexe Nuklei, Kodas) aufgebaut sind. Diese Ganzheitlichkeit wird, wie gesagt, interpretiert als strukturelle Folge des Hanges zu ökonomischer visueller Wahrnehmung. Das visuelle Überspringen der jeweils kleineren segmentalen Einheit durch die Kontur der größeren ist nichts anderes als die Herstellung eines direkten Bezuges zwischen visueller Form und sprachlicher Funktion. Es ist der Wahrnehmungsmodus des vorsprachlichen Lesens, der hier als Ökonomieprinzip durchschlägt. Eine alte Alphabetschrift wie die des Deutschen hat damit einen – evolutionstheoretisch gesprochen – archaischen oder eben auch natürlichen Zug, wie ihn das Gesprochene nicht hat und gar nicht haben kann. Ein wesentlicher Zug der Natürlichkeit des Gesprochenen besteht in der Bindung der Lautstruktur an die Artikulation und das Ohr. Der entsprechende Zug des Geschriebenen besteht in seiner Bindung an die Hand und das Auge. Eigentlich ist das ganz trivial. Es ist nur nicht ganz einfach, von unserer Gewohnheit zu lassen, die Alphabetschrift ebenfalls allein auf das Ohr zu beziehen.

Entscheidend bei alledem ist, daß die Strukturiertheit von Alphabetschrift im Sinne von Einheiten zur visuellen Wahrnehmung sich eindeutig und auf allen Ebenen auf die Strukturiertheit der Sprache beziehen läßt. Das Komma beispielsweise orientiert sich zumindest wesentlich an der Syntax; es steht an Stellen im Satz, die man mit einer vernünftigen syntaktischen Beschreibung als ausgezeichnete Punkte erhält. Die Groß- und Kleinschreibung orientiert sich an der grammatischen Kategorie Substantiv, einer Kategorie, die man ganz unabhängig vom Geschriebenen für eine Grammatik bestimmen kann. Über Wörter, Morpheme, Silben und Laute ist schon gesprochen worden. Unsere Schrift integriert sich in das Sprachsystem, wird ihr unveräußerlicher Teil. Dies ist der Hintergrund, vor dem man die explizite Normung des Geschriebenen durch eine Orthographie sehen sollte und erst recht jeden Versuch sehen sollte, diese Orthographie durch Eingriffe von außen zu verändern.

Die Orthographie einer Sprache ist eine explizite, kodifizierte Norm. Sie legt fest, wie jedes einzelne Wort geschrieben wird und wie die Satz-

zeichen über einen Text zu verteilen sind. Sie tut das mit Hilfe einer Wortliste und mit Hilfe einer Menge von Regeln, aus denen sich im Idealfall jede Wortschreibung sowie der Platz jedes Satzzeichens ableiten läßt. Eine von Staats wegen geregelte Orthographie hat das Deutsche seit etwa 100 Jahren. Sie war lange Zeit sehr unvollständig und ist es jetzt, nach der Reform, in geringerem Umfang noch immer.

Aus der oben dargelegten Sicht auf das Verhältnis von geschriebener und gesprochener Sprache ergibt sich nun, daß eine Schrift, wenn sie Gemeingut einer Gesellschaft mit gemeinsamer Sprache wird, unter einem enormen funktionalen Druck zur Vereinheitlichung steht. Sowohl das Lesen als auch das Schreiben wird für den einzelnen wie für die Kommunikation insgesamt einfacher, wenn die geschriebenen Formen einheitlich und stabil sind. Dies muß man bei jeder Orthographiedebatte vorausschicken. Einheitlichkeit muß nicht durch äußeren Druck erzwungen werden, sondern stellt sich unter normalen Bedingungen in einer liberalen Gesellschaft weitgehend von selbst her. Aber sie stellt sich um so leichter selbst her, je sprachangemessener geschrieben wird. Was das heißt, habe ich oben im Ansatz darzulegen versucht. Eine Orthographie sollte sich am Usus orientieren. Sie sollte sich an dem orientieren, was die Leute tatsächlich schreiben. Dies zu verwirklichen, ist nun keineswegs einfach und bedeutet insbesondere nicht, wie manchmal behauptet wird, den Dingen ihren Lauf zu lassen. »Leave your language alone« meinen wir nicht. Die Sprachwissenschaft hat in diesem Zusammenhang viele Aufgaben, von der Ermittlung und Beschreibung des Usus bis zu seiner sprachwissenschaftlichen Durchdringung synchron und diachron. Was allerdings vermieden werden muß, ist der willkürliche Eingriff in den Usus. Ein Eingriff ist willkürlich, wenn er sich nicht im Einklang mit der Struktur der Schrift und dem Gang ihrer Entwicklung befindet.

1901: Fixierung des Usus

Im Deutschen gab es, wie gesagt, bisher kaum einen Eingriff in den Usus. Hier wird kräftig an Legenden gestrickt. Man behauptet, der »Reform« von 1901 nun eine weitere folgen zu lassen. 1901 hat es keine Reform gegeben, sondern lediglich eine Fixierung des Usus. Dagegen wäre auch jetzt nichts zu sagen gewesen. Schon immer wurden ja Rechtschreib-

regeln neu formuliert und neu auftauchende Schreibungen in das Recht-schreibwörterbuch aufgenommen, manche früher, manche später, manche vielleicht auch gar nicht. Es spricht nichts dagegen und vieles dafür, dieses Verfahren zu verbessern. Dazu bedarf es einer Reform von Institutionen, nicht aber einer Reform der Orthographie. Nun haben wir die Reform aber, und es hat wenig Sinn, daran festzuhalten, daß wir sie eigentlich nicht brauchen. Viel wichtiger ist es, sie in den nächsten Jahren vernünftig umzusetzen oder, sagen wir, etwas optimistischer, die gegenwärtig bestehende Bereitschaft zur Beschäftigung mit der Orthographie verantwortungsvoll zu nutzen. Dazu gehört auch, daß wir beachten, wie sich die Sprachgemeinschaft zu den vorgesehenen Änderungen verhält. Es sind uns fast zehn Jahre zur Umstellung gegeben, und in diesen zehn Jahren kann sich sehr wohl noch herausstellen, daß die eine oder andere Änderung nicht vollzogen wird. Lassen Sie mich, um konkret zu werden, einige Kernpunkte der Reform herausgreifen und sie auf dem Hintergrund des Gesagten in aller Kürze kommentieren.

Groß-Klein-Schreibung. Die Substantivgroßschreibung bleibt im Prinzip erhalten, ja sie wird in einigen Bereichen ausgeweitet. Der vielleicht prominenteste Bereich ist die Schreibung von Verben wie *Eis laufen*, *Kopf stehen*, *Leid tun*, *Maß halten*, *Not leiden*. Hier wird künftig immer in zwei Wörtern und mit Großschreibung des ersten Bestandteils geschrieben. Bisher konnten solche Wörter zu einem guten Teil auch zusammengeschrieben werden (*kopfstehen*, *maßhalten*), und wenn sie nicht zusammengeschrieben wurden, war der erste Bestandteil klein (*steht kopf*, *hält maß*). Zweifellos sind *Eis*, *Kopf*, *Leid*, *Maß* und *Not* Substantive, aber hier sind sie es nicht. Es liegen seit langem ausführliche Analysen vor, die zeigen, daß es sich um Übergangsformen zu sogenannten Verbpartikeln vom Typ *abholen* – *holt ab*, *weggehen* – *geht weg*, *freihalten* – *hält frei* handelt. Die bisherige Schreibung hat das durch ihre Schwankungen sehr schön deutlich gemacht. Die künftige wird diese Ausdrucksmöglichkeit des Geschriebenen ignorieren und eine mechanische Lösung an die Stelle der alten grammatischen setzen. Das wäre vielleicht zu verstehen, wenn es dadurch wirklich einfacher würde. Aber das ist nicht der Fall, es kann gar nicht der Fall sein. Verben wie *teilnehmen* und *preisgeben* sind auch künftig zusammenzuschreiben, und neue Problemfälle werden mit Sicherheit auftreten. Was ein Substantiv und folglich groß zu schreiben sei, ist ein sprachliches Faktum und nicht die Folge eines Dekrets.

Getrennt- und Zusammenschreibung. Was ist ein Wort, was sind zwei Wörter? Es wurde oben gezeigt, daß das Segmentieren des Buchstabenkontinuums zu den stärksten und ausgeprägtesten Ausdrucksmitteln des Geschriebenen zählt. Die Reform dekretiert, daß *irgend jemand, irgend etwas, irgend einer* von jetzt an ein Wort zu sein habe, also nur noch *irgendjemand* usw. geschrieben werden darf, unabhängig vom Wortakzent und der jeweiligen Bedeutung. Andererseits dekretiert sie, daß *kennenlernen, stehenlassen, liegenbleiben* zwei Wörter seien (also *kennen lernen*), auch dies unabhängig davon, was die Wörter bedeuten. Zwei Beispiele von vielen, in denen künftig gegen die Sprachentwicklung und damit das Sprachgefühl angeschrieben werden muß.

Fremdwörter. Bei der Fremdwortschreibung geht es immer wieder um die Frage, wie sie sich ins Deutsche integrieren und an die Schreibung heimischer Wörter anpassen. Gerade hier kann man gar nicht anders verfahren, als dem Usus zu folgen, und die Reformen haben wiederholt erklärt, genau dies tun zu wollen. Aber wie kommt es dann zu *Majonäse* mit *ä*, *Karitas* und *Kalzit* mit *k*, *Anschovis* und *Sketsch* mit *sch*? Wer schreibt so? Es findet sich nirgends der kleinste Hinweis darauf, wessen Usus hier ausschlaggebend sein soll. Der Usus ist nicht etwas, was man sich am Schreibtisch ausdenken kann.

Genug der Beispiele, es gibt zu viele weitere von derselben Art. Die Kritik richtet sich darauf, daß die Reform zugunsten vermeintlicher Vereinfachungen eine historisch gewachsene Integration der Schrift und damit der Orthographie ins System der Sprache zerreißt. Es wäre fatal und nicht im Interesse eines wohlverstandenen Erfolgs der Reformbemühungen, wenn den mechanischen Regelungen nun die Zeit ihrer gewaltsamen Durchsetzung folgen würde. Öffentliche Reaktionen wie die von Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern unterzeichnete »Frankfurter Erklärung« anläßlich der diesjährigen Buchmesse kommen sicher viel zu spät und sind der Sache nicht dienlich, wenn sie so tun, als habe man die Reform hinter verschlossenen Türen vorbereitet. Sie zeigen aber eines: Je näher die Reform den Schreibenden praktisch kommt, desto weniger geht es um abstrakte Einschätzungen und Wertungen, wie wir sie fast durchgängig nach den Wiener Reformbeschlüssen vom Herbst 1994 erlebt haben. Wer in die Orthographie einer altverschrifteten Sprache mit 90 Millionen Benutzern eingreift, muß genau wissen, was er tut.